



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Geschichte des Urchristenthums : 5. Die tübinger Schule und ihre
Ausläufer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herausgabe fördert. Die Herausgeber würden etwa folgende Gesichtspunkte festzuhalten haben: 1) alle unnütze Weitläufigkeit im Abdruck des Materials wird vermieden, 2) das Material wird möglichst vollständig nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft verarbeitet, 3) vor allem wird das Interesse der Wissenschaft ins Auge gefaßt. Die beste und anziehendste Lectüre wird ein solches Werk gerade dann, wenn es eine ernste wissenschaftliche Leistung in allgemein verständlicher Sprache wird.

Zur Geschichte des Urchristenthums.

5. Die tübinger Schule und ihre Ausläufer.

Lange Zeit wollte Baur nichts davon hören, daß er der Stifter und Meister einer neuen „Schule“ sein sollte. Es widerstrebte ihm der Nebenbegriff der Partei, der Coterie, der sich gern an diesen Ausdruck hängt. Ganz besonders aber protestirte er gegen jene, wie er meinte, zweideutige Ehre, weil er sich nicht denken konnte, daß an den von ihm befolgten Grundsätzen etwas Neues sei, er sich vielmehr bewußt war, daß wenn auch die Resultate neu waren, sie doch mittelst einer kritischen Methode gewonnen wurden, welche der Wissenschaft überhaupt gemeinsam ist. Allein es zeigte sich wirklich, daß in theologischen Dingen die freimüthige Anwendung der sonst giltigen kritischen Principien nicht die Regel, sondern die Ausnahme war; es blieb ein besondrer durch Baur unmittelbar angeregter Kreis, der sich die geschichtliche Erforschung des Urchristenthums zu seiner besondern Aufgabe machte, und durch dessen Resultate von nun an auch die anderen Leistungen auf diesem Gebiet wesentlich veranlaßt waren. Später befreundete sich auch der Meister mit jener Bezeichnung, obwohl er eine solidarische Einheit der tübinger Schule selbstverständlich zurückwies, und es berührte ihn schmerzlich, wenn Einzelne, die er mit größter Anerkennung auf dem von ihm gelegten Grunde weiter bauen sah, jede Gemeinschaft mit dem verpönten Namen mit ängstlichem Eifer von sich fernzuhalten suchten und sich auf ihre norddeutsche Grenzlinie beriefen. Eine seiner letzten und vollendetsten Schriften führt den Namen: Die tübinger Schule (2. Aufl. 1860) und ist deren Rechtfertigung gewidmet. Mit schweren Waffen zieht er darin zu Feld gegen die vornehme Affectation einer neugläubigen Theo-

logie, welche in voreiliger Freude die tübinger Schule zu den Todten geworfen und ihr bereits die Leichenrede gehalten hatte. In bündigster Weise war hier der Beweis von der Berechtigung und Lebensfähigkeit einer Geschichtsanschauung geliefert, welche freilich nicht an Namen und Ort, und nicht an einzelne Personen gebunden ist. In dem siegreichen Bewußtsein von der Wahrhaftigkeit und Unererschütterlichkeit seiner wissenschaftlichen Grundsätze konnte Baur in einem Moment, da die ganze „Schule“ nur noch auf seinem ergrauten Haupte zu ruhen schien, ausrufen: „und doch, wenn es erlaubt ist, das Wort des Apostels hier anzuwenden, sage auch ich in meinem und meiner Gesinnungsgenossen Namen: *ὡς ἀποθνήσκοντες, καὶ ἰδοὺ ζῶμεν* (als Absterbende und siehe, wir leben!) Gelte dies auch ferner von allen, in welchen der echte Geist der Schule, trotz aller hemmenden Verhältnisse und beschränkten Vorurtheile, mit welchen fortgehend zu kämpfen ist, frisch und kräftig fortlebt und, auf welchem Gebiete des Forschens und Denkens es auch sei, offen und frei sich ausdrückt.“ Wie ein letztes Vermächtniß klingen diese Worte, die der ehrwürdige Gelehrte zwei Jahre vor seinem Tod niedergeschrieben hat.

Eine frische, freie Luft wehte in den dreißiger Jahren und noch am Anfang des folgenden Decenniums an der tübinger Hochschule. Sie durfte sich damals eines seltenen Zusammentreffens geistvoller, lehrender und lernender Kräfte rühmen. Unter der Einwirkung einer anregenden Zeitphilosophie, und geschwellt von dem Hauch der damals überall in Deutschland vorwärts dringenden öffentlichen Meinung entwickelte sich hier ein regsames und fruchtbares wissenschaftliches Leben, das dann freilich theils unter der steigenden Ungunst, welche besonders die theologische Freisinnigkeit von oben her zu erfahren hatte, theils verdrängt durch die in den Vordergrund tretenden politischen Interessen, sich auf immer beschränktere Kreise zusammenzog. Jene Philosophie war die hegelsche. Aber die geistreichen, festen, auch die Form meisterhaft handhabenden Köpfe, welche in dieser Philosophie gebildet waren, gingen darauf aus, ihr alles scholastische Formelwesen abzustreifen, ihre lebendigen Gedanken umzusetzen in eine allgemein verständliche Sprache, sie praktisch zu verwerthen und auf die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens anzuwenden. Der Schulstaub wurde gründlich abgeschüttelt, und je freier man sich von den Fesseln des Systems fühlte, um so klarer wurden die Ziele, die man in Wissenschaft und Kirche, in Kunst und Staat verfolgte. Bei aller Freiheit der Bewegung war dann dem ganzen Kreis eine Humanität, ein feiner Tact der Bildung eigen, welche durchaus vor jenen Excentricitäten und Mißbildungen bewahrte, von denen anderwärts die linke Seite der hegelschen Schule nicht frei blieb. In diesem Sinne wirkten die für das größere Publicum berechneten „Jahrbücher der Gegenwart“, welche A. Schwegler von 1844—1847 leitete, und die vorzugsweise zeitgeschichtlichen und ästhetischen Gegenständen gewidmet waren, erstere

in hervorragender Weise von Schwegler und Zeller, letztere von Vischer, Strauß, Reinhold Köstlin besprochen. Für die theologische Kritik bildeten den Sammel- punkt die „theologischen Jahrbücher“, welche Eduard Zeller im Jahre 1842 begründete und erst allein, dann in Verbindung mit Baur sechszehn Jahre lang fortführte. Sie waren das eigentliche Organ der tübinger Schule. Hier wurden alle jene Einzeluntersuchungen über die Evangelien, über die Gegen- sätze und die Literatur des nachapostolischen Zeitalters niedergelegt, auf welchen die späteren umfassenden Arbeiten, kritischen oder historischen Inhalts, beruhten; hier wurden jene Fragen einer immer wiederholten Prüfung unterworfen, die Streitpunkte unter den Freunden erörtert, der Kampf mit den Gegnern geführt. Unter den Mitarbeitern standen in erster Linie neben Baur und Zeller selbst: A. Schwegler, K. Gh. Planch, Karl Köstlin, später A. Hilgenfeld und Volkmar. Die vielseitigste und wohl gediegenste Kraft war E. Zeller, der Baur selbst am nächsten stand und durch eine Reihe von Abhandlungen, besonders über die Offenbarung, über das Johannesevangelium, über die äußeren Zeug- nisse für die Evangelien, über das Lucasevangelium und die Apostelgeschichte wesentlich zur genaueren Begründung der baurischen Ansichten beitrug. Ins- besondere sind seine Untersuchungen über die Apostelgeschichte, die er in einer eigenen Schrift (1854) zusammenfaßte, für diesen Gegenstand abschließend ge- worden. Schwarz nennt dieses Buch „vielleicht die reife Frucht der baurischen Kritik, das gediegenste Werk der ganzen Schule“. Zeller ist zugleich derjenige, welcher auch, nachdem er genöthigt war sich einem andern Felde zuzuwenden, gleichwohl jenen Studien am treuesten geblieben und fort und fort für die Ver- breitung und Anerkennung der Ansichten der kritisch-historischen Schule thätig ist. Von Köstlin wäre seine Entwicklung mehrerer neutestamentlicher Lehr- begriffe, seine Abhandlung über die pseudonyme Literatur der ältesten Kirche und insbesondere sein größeres Werk: Ursprung und Composition der synop- tischen Evangelien (1853) hervorzuheben; allein wir verzichten selbstverständlich darauf, die Menge der Einzeluntersuchungen, auch der hervorragenderen zu ver- zeichnen, und wenden uns vielmehr den ersten Versuchen einer geschichtlichen Zusammenfassung der gewonnenen Resultate zu.

Diese Versuche wurden von den Schülern früher begonnen als von Baur, der es auch sonst geschehen ließ, daß die Jünger in die Oeffentlichkeit voraus- eilten gleichsam als Pflänker, denen er erst mit dem schweren Geschütz nach- rückte. Am wenigsten hätte er an eine zusammenhängende Geschichtserzählung sich gewagt, bevor er das ganze Feld selbständig durchgeackert hatte. Als der Muthigste wagte sich A. Schwegler vor, der seiner Monographie über den Montanismus (1841) fünf Jahre darauf sein „Nachapostolisches Zeitalter in den Hauptmomenten seiner Entwicklung“ folgen ließ. Schwegler war der ent- schlossenste, geistig bedeutendste unter den Jüngern; mit dem nachdrücklichsten

wissenschaftlichen Ernst ging bei ihm ein durchdringender Scharfsinn, eine Leichtigkeit der Combinationsgabe und Darstellung Hand in Hand, welche es tief bedauern lassen, daß er durch äußeren Druck diesen Studien entfremdet andern Forschungen zugetrieben wurde, welche seine ungewöhnliche Arbeitskraft allzufrüh aufrieben. Er zuerst faßte die bisherigen Einzeluntersuchungen als ein Ganzes zusammen. Eine geschichtliche Darstellung, sagt er, findet nur in dem organischen Zusammenhang, in welchen sie das Einzelne mit dem Ganzen zu setzen weiß, ihre genügende Bewährung. Das Einzelne an und für sich bleibt immer schwankend und streitig: nur in seiner Verbindung zu einem größeren Ganzen, dessen Glieder sich gegenseitig heben und tragen, gewinnt es festeren Halt und sicheren Boden. Schwegler ging aus von der Wahrnehmung, daß der Gegensatz des Judenthums und des Paulinismus nicht bloß das apostolische Zeitalter im engeren Sinn, sondern den ganzen Zeitraum der werdenden katholischen Kirche bis zum Schluß des zweiten Jahrhunderts beherrschte. Folglich — dies ist die nächste Schlussfolgerung — sind die Schriften des neuen Testaments, welche die verschiedenen aufeinanderfolgenden Stadien dieser Entwicklungsgeschichte bezeichnen, nicht in die drei Jahrzehnte des apostolischen Zeitalters zusammenzuwerfen, sondern über die ganze nachapostolische Periode als fortlaufende Kette von Documenten auszubreiten. Das ursprüngliche Christenthum war wesentlich Judenthum oder Ebionitismus, und die Geschichte der ersten zwei Jahrhunderte ist nichts als die allmälige Entwicklung des Ebionitismus zum Katholicismus. Das treibende Moment dieses Processes aber ist der Paulinismus, unter dessen sollicitirender Einwirkung das Judenthum in einer Reihe von Entwicklungsstufen zum Katholicismus wurde, und zwar so, daß die ersten Vermittelungsvorschläge vom Paulinismus, als der illegitimen Partei, die sich erst mit Mühe Anerkennung zu erringen hatte, ausgingen. Von diesem obersten Gesichtspunkt aus werden nun die kanonischen und die außerkanonischen Schriften eingereicht in den Entwicklungsgang der werdenden Kirche, und zwar verläuft zunächst das Judenthum selbst in einer dreifachen Abstufung vom reinen Judenthum durch verschiedene Vermittelungsanbahnungen zur Neutralität und zum Friedensschluß. Parallel mit dieser ebionitischen Reihe läuft dann eine paulinische, in der gleichfalls ein ähnlicher Stufengang vom reinen Paulinismus zur katholischen Vermittlung nachgewiesen wird. Ist es nun zunächst die römische Kirche, welche in dieser doppelten Entwicklungsreihe zum Abschluß gelangt, so kommt neben ihr noch besonders die kleinasiatische Kirche in Betracht, welche im Allgemeinen demselben Ziele zusteuert, aber während das Princip der römischen Entwicklungen ein echt römisches, nämlich ein politisch-kirchliches ist, mehr von einem speculativ-theologischen Interesse bestimmt wird. Die kleinasiatische Kirche widerstrebte, wie sich namentlich an den Passahstreitigkeiten zeigt, dem römischen Princip

der Centralisation. Allein es wiederholte sich hier gewissermaßen die Stellung des alten Roms zum alten Griechenland, jener Kampf, in welchem die straffe Einheit des ersteren über die unpraktische und machtlose Zersplitterung des letzteren einen so entscheidenden Sieg davontrug. Auch jetzt wieder war der Erfolg der gleiche: Rom handelte, während die Orientalen sich begnügten zu protestiren.

Es lag etwas Blendendes, Imponirendes in dem kühnen Aufbau Schweglers, aber zugleich an vielen Stellen etwas gewaltsam Construirendes, das lebhaften Widerspruch hervorrief und noch mancher genauere Untersuchungen bedurfte, welche den verschiedenen Gliedern in jenem Entwicklungsgang vielfach eine andere Stellung anwiesen. Insbesondere aber wurde dies als eine Lücke empfunden, daß der Paulinismus als etwas völlig Neues im Grunde außerhalb des Urchristenthums stand, und zwischen Jesus und Paulus somit eine unausgefüllte Kluft blieb. Hier griff zuerst Planck mit seiner Abhandlung: Judenthum und Urchristenthum (1847) ein, indem er zu zeigen suchte, daß das, was das Wesen des Paulinismus ausmache, auch schon im Urchristenthum gelegen und nicht erst in Paulus, sondern auch schon in Jesus hervorgetreten sei. Nur der Unterschied sei zwischen Jesus und Paulus, daß der Paulinismus für das Bewußtsein ausgesprochen habe, was an sich schon thatsächlich im Urchristenthum gesagt war. Einen andern Vermittlungsweg schlug Köstlin ein in der Abhandlung: Zur Geschichte des Urchristenthums (1850). Nach ihm waren sowohl der Paulinismus als der Ebionitismus von jeher Extreme, welche nur zweimal, in den letzten Jahren des Apostels Paulus und dann im zweiten Jahrhundert bei dem Streit zwischen dem Ebionitismus und der Gnosis in heftigen Conflict mit einander kamen. In der Mehrzahl dagegen herrschte von Anfang an ein mittleres, praktisches Interesse vor, aus welchem endlich mit Ausscheidung der Extreme die katholische Kirche hervorging. In den schärfsten Gegensatz zu Schwegler setzte sich Ritschl (Entstehung der altkatholischen Kirche, 1850). Nach dem Vorgange Georgii setzte er das eigentliche Christenthum in den Paulinismus, der aber unter dem Einfluß des Judenthums allmählig seine doctrinäre Schroffheit verloren, in andern Beziehungen wieder eine Ergänzung und festere Normen erhalten habe und so zum Katholicismus geworden sei. Um einen einheitlichen Anfang für die Entwicklung zu erhalten, ging Ritschl auf Jesus selbst zurück, in welchem er zwei Momente unterschied, seine Lehre und seine Persönlichkeit; jene verlangte die Erfüllung des Gesetzes, diese führte als die Selbstdarstellung des Gesetzes über dasselbe hinaus; letzteres wurde die Grundlage des Paulinismus, während die jüdenchristlichen Urapostel sich einseitig an die Lehre hielten. In der zweiten umgearbeiteten Auflage seines Werks (1857) führte Ritschl seinen Grundgedanken noch schärfer aus, daß das katholische Christenthum nur eine Abwandlung des Paulinismus sei, lenkte aber durch das sichtliche Bestreben, die Gegensätze mög-

licht zu verwischen, wieder in die breite Straße der herkömmlichen Theologie ein, während Baur in seinem „Christenthum der drei ersten Jahrhunderte“ im Wesentlichen die schweglerische Auffassung adoptirte, aber freilich in gereifter Form und berichtigt durch die seitherigen Fortschritte der Wissenschaft.

Neben diesen Versuchen einer geschichtlichen Zusammenfassung der gewonnenen Resultate gingen die Einzeluntersuchungen fortwährend her. Eben durch jene wurden die Lücken aufgedeckt, welche noch vorhanden waren und zu weiterer Forschung aufforderten. In dieser Beziehung stellte sich bald ein Mangel an der bisherigen Evangelienkritik heraus, dessen Einsicht die Untersuchung auf ein neues Gebiet lenkte. Zwar nach einer Richtung hin hatte Baur und seine nächsten Schüler die Evangelienkritik zum Abschluß gebracht, nämlich sofern es sich darum handelte, die Tendenz der einzelnen Schriftsteller nachzuweisen, die dogmatischen Motive aufzufinden, von welchen sie bei ihren Compositionen geleitet waren. Nur hatte er des Guten eher zu viel als zu wenig gethan; jener Gesichtspunkt wurde von ihm, wie es bei neuen Entdeckungen der Fall zu sein pflegt, mit einer gewissen Einseitigkeit geltend gemacht, das dogmatische Absichtliche war unstreitig überspannt, das Naive, rein Stoffliche in den evangelischen Berichten zu sehr verkannt, überall die Absicht ausgewittert, wo in einzelnen Fällen auch bloßer Zufall, schriftstellerische Willkür, einfache Entlehnung aus andren Quellen stattfinden konnte. Ganz besonders war es nun der letztere Punkt, nämlich die Herleitung des evangelischen Erzählungsstoffes aus älteren Quellen, der noch genauer zu erörtern war. Anstatt des dogmatischen Interesses trat jetzt das literarische Interesse in den Vordergrund. Nachdem der dogmatische Charakter der Evangelien ans Licht gebracht, sollte auch eine bestimmtere Ansicht über Ort und Zeit, über ihre Quellen und Entstehung gewonnen werden, und wenn nun eine solche Untersuchung über die äußeren Verhältnisse an sich etwas Untergeordnetes schien, so lenkte sie doch gewissermaßen wieder mehr zum Ausgangspunkt, zur evangelischen Geschichte selbst zurück. Denn erst wenn man in die Entstehungsweise der Evangelien genauer hineinsah, war von hier aus ein Schluß auf den ältesten Stoff der Ueberlieferung und damit auf das Thatsächliche, was ihren Berichten zu Grund liegt, möglich.

Es war zuerst Ewald, der wieder auf die Voranstellung des literarischen Gesichtspunktes drang, aber freilich selbst nur wenig brauchbares Material in dieser Beziehung zu Tage förderte. In seiner erklärten Absicht, den Urheber der „Tendenzkritik“ zu vernichten, schüttete er das Kind mit dem Bade aus und ignorirte die dogmatischen Momente ganz. Seine Hypothese war, daß eine große Zahl von Evangelienchriften den unsrigen vorausgegangen seien, deren Spuren er nun stückweise in unsern Evangelien aufsuchte. Durch ein

rein atomistisches Verfahren wurden die Evangelien in einzelne Stücke zerhackt, in deren Zusammensetzung das ganze schriftstellerische Geschäft ihrer Verfasser bestanden haben sollte. Dabei artete der versuchte Nachweis der stilistischen Eigenthümlichkeiten und Feinheiten, die er in jedem der acht Arevangelien zu erkennen glaubte, in eine kindische Spielerei aus; das Ganze war ein labyrinthisches Gewirr von verschrobenen Hypothesen, die aber selbstverständlich im gespreizten Tone der Unfehlbarkeit und unter dem Erguß giftiger Persönlichkeiten vorgetragen wurden. An dem befremdenden Eindruck, den diese Ewaldschen Phantasien machten, konnte man recht deutlich abnehmen, wie weit die alte Hypothesenperiode durch die eindringenden Forschungen Baur's schon zurückgedrängt war. Auch die literarische Seite der Evangelienkritik versprach nur dann einen wirklichen Erfolg, wenn man auf dem von Baur eröffneten Weg der Analyse der einzelnen Evangelien weiter ging. Diesen Weg schlugen nun namentlich Köstlin, Hilgenfeld und Volkmar ein und erzielten auf ihm bleibende Resultate.

Köstlin insbesondere hat mit seiner Schrift: *Der „Ursprung und die Composition der synoptischen Evangelien“* ein Muster von gründlicher und besonnener Untersuchung gegeben. Mit wahren Bienenfleiß ging er den Spuren von den Quellen nach, aus welchen der Stoff unsrer Evangelien geschöpft ist, und kam hierbei auf Schlüsse, welche die baur'schen Ansichten nicht unbedeutend modificirten. So glaubte er nachweisen zu können, daß, obwohl Matthäus die Hauptquelle der evangelischen Geschichte und Lehre bleibe, doch auch dem Marcus und Lucas sich eine geschichtliche Seite abgewinnen und ihre Beiträge zu einer vollständigeren Auffassung der Lehre Jesu sich nutzbar machen lassen. Und während Baur alle Evangelien tief in das zweite Jahrhundert herabgerückt hatte, setzte er die Entstehung des Matthäus und Lucas noch in das erste Jahrhundert, die des Marcus in das erste Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts. Hilgenfeld, welcher nach dem Aufhören der theologischen Jahrbücher in seiner „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie“ der freien Forschung eine neue Stätte eröffnete, verbreitete sich in einer großen Reihe werthvoller Monographien über das ganze Gebiet der urchristlichen Literatur, wobei er theils den Zusammenhang der kanonischen Evangelien mit den außerkanonischen, theils ihr gegenseitiges schriftstellerisches Abhängigkeitsverhältniß näher zu bestimmen suchte. Noch angelegentlicher als Köstlin ging er darauf aus, überall da zu vermitteln und auszugleichen, wo Baur, wie er meinte, „dem Glauben allzu tiefe Wunden geschlagen hatte“. So wies er die drei synoptischen Evangelien sämmtlich noch dem ersten Jahrhundert zu, schwächte den Gegensatz zwischen Paulus und den APOSTELN ab, erkannte mehre von den kleineren paulinischen Briefen wieder dem Heidenapostel zu und setzte auch das Johannesevangelium ein paar Jahrzehnte früher als Baur (etwa 120—140 nach Chr.), konnte aber gleichwohl

nicht dem Vorwurf entgehen, den Stifter der tübinger Schule noch überboten zu haben, indem er nämlich das vierte Evangelium als ein Erzeugniß der gnostischen Speculation auffaßte und nachwies, wie erst durch das Einmünden der gnostischen Richtung in die judenchristliche und paulinische Entwicklung die katholische Einigung zu Stande gekommen sei.

Ein besonders lebhafter Streit entbrannte in diesem letzten Stadium der Evangelienkritik innerhalb der Schule über die Stellung des Marcusevangeliums. Baur hatte es um seines neutralen ausgleichenden Charakters willen als das letzte der drei synoptischen Evangelien nachgewiesen. Köstlin stimmte bei, nahm aber zugleich ein älteres Marcusevangelium an, das die Grundlage aller Evangelienchriften gewesen sei. Hilgenfeld setzte es zwischen Matthäus und Lucas, rechtfertigte also die Stellung, die es in unserem Kanon einnimmt. Dagegen griff nun Volkmar (wie auch Ritschl und neuestens Schenkel) auf die wilckesche Hypothese des Marcus als Urevangelisten zurück und suchte diese Ansicht mit großem Aufwand von Scharfsinn, gleichwohl auf wenig überzeugende Weise neu zu begründen. Das Marcusevangelium ist nach dieser Kritik, welche sich seltsamerweise als die „absolute, völlig positive und damit ebenso kirchengemäße“ nennt, ein christliches Tendenzepos, von einem Pauliner im Gegensatz zur judenchristlichen Offenbarung verfaßt, und in gleicher Weise sind auch die anderen Evangelien reine Tendenzschriften, welche durch die weiteren Parteikämpfe und Streitigkeiten der Gemeinde veranlaßt sind. Hier ist also alles Absicht und Berechnung. Nicht einmal die Reden Jesu werden als ursprünglich anerkannt und das sonst für das älteste geltende Matthäusevangelium zu dem Werk eines aufgeklärten Judenchristen aus der trajanischen Zeit, zu einer Combination aus Marcus und Lucas in der Art einer Evangelienharmonie gemacht.

Diese Debatten über die gegenseitige Stellung der drei ersten Evangelien welchen andere gleichfalls minutiös sich verzweigende Forschungen zur Seite gingen, bezeichneten unstreitig eine gewisse Erschöpfung. Nicht als ob die von Baur begründete Geschichtsauffassung nun durch den Zwiespalt der über einzelne Fragen zwischen den Schülern entstand, zur Erklärung der urchristlichen Entwicklung sich unfähig erwiesen, durch die eigenen Widersprüche sich selbst aufgehoben hätte. Der Grund ist vielmehr der, daß die Hauptresultate im Großen und Ganzen jetzt feststanden, und die erneuerte Durchforschung immer wieder nur auf die alten Gründe zurückkommen mußte, während dann — gleichsam in der Peripherie — allerdings eine Menge kleinerer Fragen offen blieb, über welche nach der Beschaffenheit der Quellen der Streit endlos fortdauern konnte und immer wieder neue Combinationen emportrieb. Indem die Forschung mit demselben Eifer, mit welchem früher jene grundlegenden Fragen, das Verhältniß der Apostelgeschichte zu den paulinischen Briefen, und das Verhältniß des vierten Evangelium zu der Offenbarung einerseits, zu den Synoptikern andererseits erörtert

worden waren, jetzt jenem unabsehbaren Feld von untergeordneten Punkten sich zuwandte, stand sie allerdings in Gefahr, sich in ein nutzloses Detail zu vergraben und dafür die Hauptsache, nämlich die Beziehung der Evangelienkritik auf den Anfangspunkt des Christenthums aus den Augen zu verlieren. War die Evangelienkritik in den letzten zwanzig Jahren „unläugbar etwas ins Kraut geschossen“, so kam es darauf an, sie einer vorurtheilslosen Revision zu unterwerfen, und ihre Ergebnisse darauf anzusehen, welchen Gewinn denn die aufgehäuete Gelehrsamkeit der Kenntniß der Person und Schicksale, der Lehre und Zwecke Jesu zuführen. Eben dies ist nun das Verdienst, welches sich Strauß in seinem neuen Leben Jesu erworben hat, indem er dem geschichtlich aufbauenden Werke eine Einleitung vorausschickt, worin er sich mit den seit seinem ersten Leben Jesu ans Licht getretenen Forschungen auseinandersetzt. Kein anderer war so befähigt, die Betheiligten an das zu erinnern, um was es sich eigentlich handelt, sie „aus dem Umkreis in den Mittelpunkt zurückzurufen“, als eben Strauß, der an den Arbeiten der tübingen Schule nicht selbst Theil genommen hat, aber ihnen Schritt für Schritt aufs sorgfältigste gefolgt ist, der ebenso von den andern neidlos zu lernen als selbständig weiter zu suchen beflissen war, dessen sicherer verständiger Tact ebenso alles Uebertreibende und Kleinliche auszuscheiden, als das, was probehaltig erfunden wurde, auf die Hauptsache zurückzubeziehen verstand. Und nun ist es keine geringe Genugthuung, daß durch die sorgsam abwägende Methode von Strauß die Resultate der baurischen Evangelienkritik im Wesentlichen bestätigt werden, allerdings unter jenen Modificationen, die namentlich Köstlin anbahnte, und Strauß noch weiter begründet. Das Tendenzmäßige ist überall gemildert, der freien schriftstellerischen Composition ein größerer Spielraum gelassen, allen Evangelien ein verhältnißmäßiger Anspruch auf Geschichtlichkeit zuerkannt. Aber nicht nur eignet sich Strauß die baurische Kritik des Johannesevangeliums vollständig an, sondern auch bezüglich des Verhältnisses der Synoptiker tritt er auf Baur's Seite, indem er das Matthäusevangelium als das ursprünglichste, das Marcusevangelium als das späteste betrachtet. Strauß hat — alles Excentrische, alles was bloße Vermuthung ist, bei Seite lassend — die einfachen großen Grundzüge der Evangelienkritik wiederhergestellt. Und es that Noth, daß der gelehrte Wald gelichtet und wieder eine Aussicht ins Freie gewonnen wurde. Denn nur so auf das Nothwendige und annähernd sicher Festgestellte beschränkt, sind die Ergebnisse der neueren Kritik fähig, als dauerhafte Grundlagen der Geschichtschreibung zu dienen; so allein sind sie auch fähig, zum Gemeingut der Gebildeten und Denkenden zu werden, die sich über die Anfänge des Christenthums ein eigenes Urtheil bilden wollen.

Wir versuchen es in einer Reihe weiterer Ausführungen, das, was die neuere Wissenschaft über die Entstehung unsres Kanon, über die Bildung

und den Charakter der Evangelien festgestellt hat, den Lesern dieser Blätter mitzutheilen, woran sich dann eine Uebersicht über die für die Geschichte Jesu und die erste Entwicklung der christlichen Kirche gewonnenen Resultate reihen soll.

Die dänischen Trophäen in Wien.

Aus Wien.

Wer würde es wohl den Wienern verübeln, daß sie über ihre anfänglichen Erfolge in Schleswig hoch aufjubelten und ein wenig in das große Horn stießen? Hatten sie doch seit den ruhmreichen Tagen Maderkys nur eine selten unterbrochene Reihe von Niederlagen, sowohl auf dem Schlachtfelde, als auf dem Tische der Diplomaten und vor der Rednerbühne der Landtage erlitten. Montebello, Magenta, Palestro und Solferino, das trotziges Zurückweisen der schmerlingschen Versöhnungsversuche in Ungarn und Kroatien, das höhrende Nessuno aus Istrien und Dalmatien, das Ausbleiben der Czechen aus den wichtigsten Verhandlungen des Reichstages und vieles Andere war unseren Gutgesinnten ärgerlich und bitter gewesen und hatte ihren Rücken gebeugt. Endlich wurde ein Erfolg errungen! Man jubelte und übersah, daß durch diesen Erfolg die alte Scharte noch keineswegs ausgeweßt, geschweige irgendein Leiden des Staates beseitigt worden war, und daß man diesen Erfolg über einen zwar muthigen, aber in Wahrheit doch nur armseligen und der Wehrkraft, welche Oestreich entfalten kann, gar nicht gewachsenen Gegner erfochten hatte. Es soll damit die Tapferkeit, mit welcher die sogenannte eiserne Brigade (auch diese Benennung ist ein Selbstlob) am Königsberge, sowie Hessen und Belgien-Infanterie bei Deversee und Beile gefochten oder nach unserem bezeichnenden Lieblingsausdrucke „sich geraußt“ haben, keineswegs in Abrede gestellt werden. Denn in der That hatten es die östreichischen Truppen in allen diesen Gefechten immer mit der Mehrzahl zu thun und erlitten darum ganz unverhältnismäßige Verluste. Aber daß solches geschah, daran waren eben nur die Grundregeln der althergebrachten und nur etwa von Maderky und einigen andern Heerführern bei Seite geworfenen östreichischen Taktik schuld, nach welcher immer nur eine mehr oder minder schwache Abtheilung an den Feind geschickt, alles Uebrige aber